

Der Sonderling von Lone Hill.

Eine Erzählung aus dem Besten von Karl Reuter Berger.

Es war an einem Sonntagmorgen im Oktober. Die warme „Indianer-Sonne“ hatte mich zu einem Spaziergang in die Weisfelder hinausgelockt.

Die sanft aufsteigenden Hügel am andern Ufer prangten in wunderbarer Farbenpracht. Hier leuchtete es goldgelb mit purpurnen Rändern, dort zogen sich dunkelgrüne, mit braunen Flecken besprenkelte Streifen hin, und das Ganze von silberblauem Duft umwoben.

Ein leises Hüfteln weckte mich aus meinen Betrachtungen. Auf dem von grünem Rasen eingerahmten Uferwege kam ein alter Mann herangejuchelt.

„Dieser Mann war „Onkel John“, so nannten ihn die Leute, denn seinen andern Namen wußten sie nicht. Seine Blochhütte, worin er mutterseelenallein hauste, lag oben auf dem waldigen Lone-Hill, der wohl beßhalb der „einsame“ Hügel genannt wurde, weil er etwas über die andern emporragte.

„Schönes Wetter heute,“ sprach er, mich grüßend, und blieb stehen. Ganz überrascht wandte ich mich um, denn seine Wortlosigkeit war mir sprichwörtlich, und da ich ihn nur einmügig flüchtig gesehen, war er mir kaum beachtet.

„Besser nicht,“ entgegnete er, „die Feuchtigkeit hier am Wasser könnte meinen alten Knochen nicht wohl bekommen, ich gehe lieber zu meiner Hütte hinauf!“

„Hörte ich denn recht? Hatte er wirklich deutsch gesprochen? Ich war so verblüfft, daß ich auf englisch fragte: „Sind Sie denn ein Deutscher?“

Ein mattes Lächeln flog über sein faltiges Gesicht. „So glaube ich wenigstens, so ist es, obgleich ich zuweilen wirklich im Zweifel bin, ob der alte Onkel John dieselbe Johannes Weidner ist, der vor vielen Jahren mit Weib und Kind den Ocean kreuzte.“

Ich war aufgestanden, während er sich seine Pfeife wieder anzündete, und als er nun wieder langsam weiterging, blieb ich an seiner Seite. Es war mir, als verstände sich das von selbst, als seien wir alte Bekannte. Schweigend schritten wir dahin, denn ich wagte nicht, eine Frage an ihn zu richten.

An beiden Seiten des schmalen Feldweges standen in graden Reihen die langblättrigen sahlen Maisstängel, woran aus den obersten Hülften die goldgelben Kolben leuchteten. Hier und da ragten gleichliche und angebrannte Baumstämme empor, Reste des ehemalsigen Urwaldes und Zeugen einer schnellen Kultur.

„Vor zwanzig Jahren,“ begann mein Begleiter endlich, war hier alles noch Urwald, der Boden kumpfig und im Frühling und Herbst überfluthet bis am Abhänge der Hügel, wo sich jetzt die Esenbahnen hinziehen, wo damals ein schmaler Weg durch das Dickicht zu einem Indianer-Dorfe führte, welches ungefähr auf derselben Stelle sich befand, wo heute die Häuser von Munchville stehen.“

Wir treuzten das Bahngelände und erreichten die Landstraße, welche sich am Fuße der Hügel entlang zog. Ich blieb jögernd stehen, denn hier mußten sich unsere Wege trennen.

„Wißt Du mich nicht zum Lone-Hill begleiten?“ fragte er.

„Am Nu war ich wieder an seiner Seite.“

Eine kurze Strecke folgten wir der Landstraße und schlugen dann einen Pfad ein, welcher auf die Hügel führte. Art und Säge hatten die alten Waldriesen hinweggemäht, nur der junge Nachwuchs, meist aus Eichen bestehend, bildete hier und da dichte Gruppen.

Ungefähr eine halbe Stunde lang waren wir gewandert, als wir wieder an eine Niederung gelangten, welche von dem ausgetrockneten feinsten Bette eines Baches durchschnitten wurde. Jenseits desselben erhob sich der Lone-Hill, welcher noch mit dem dichten Gewande des Urwaldes besetzt war.

Ein weiterer freier Platz lag vor uns, worauf in der Mitte eine Blochhütte stand. Große Fensteröffnungen, wie man sie sonst nicht an diesen primitiven Bauten findet, leuchteten uns freundlich entgegen. Trockne Sonnenblumenstängel mit großen braunen Samenköpfen lehnten sich gegen die Wand, an welcher ein Lehmstein zum niedrigen Dache emporragte.

Mein Führer öffnete die Thür und ließ mich eintreten, und zwar besanden wir uns gleich im Wohnzimmer. Ich war ganz überrascht von der Sauberkeit und Ordnung, die bis in den dunkelsten Winkel herrschte. Der Boden war mit gelben Strohmatte bedeckt, in einer Ecke stand ein Kaminofen und daneben ein Küchenschrank mit blanken Geschirren. Die mit Rast gewaschenen Wände waren mit Bildern bedeckt, meistens Portraits berühmter Männer, wovon die von Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel die größten waren.

Der alte Mann schob mir einen niedrigen Rohrstuhl hin, setzte sich mir gegenüber und sprach: „Nicht wahr, so hast Du Dir Onkel Johns Wohnung nicht vorgestellt? Du bist der erste Fremde, der seit zehn Jahren diesen Raum betreten hat, und weißt Du, wer die Veranlassung hierzu war? Der da!“

„Wie, Ferdinand Freiligrath?“ rief ich ganz erstaunt.

Er nickte. „Zunächst, Ferdinand Freiligrath, mein Jugendfreund!“

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Hatten die Leute mit ihrem Munkeln über eine „lose Schraube“ bei Onkel John vielleicht Recht? „Erinnerst Du Dich,“ fuhr er fort, „eines Sonntags im August? Du sahest vor dem Hause und lafest in einem Buche, als ich vorbeikam und Dich um ein Glas Wasser bat. Während Du das selbe holtest, warf ich einen Blick in das Buch, es war ein Band von Freiligraths Werken, denn ich las die Strophen:

Rein offener Hieb in offener Schlächt— Es fällt die Niden und Tiden, Es fällt mich die schleichende Niedertracht Der schmutzigen West-Kalmücken! —

Seit jenem Tage hegte ich ein besonderes Interesse für Dich. Wie zwischen zwei Fremden, die in einem Garten sich bei einer Lieblingsblume treffen, durch diesen gleichen Geschmack das Fremde rasch überbrückt wird, so erwiderte dies geistige Begegnen bei den herrlichen Freistilblüthen meines unerschöpflichen Freundes meine Sympathie für Dich. Wie weit dieselbe gediehen ist, kannst Du daraus entnehmen, daß ich, um Dich persönlich kennen zu lernen, einem Versprechen, das ich mir selbst gegeben, untreu wurde, dem Versprechen, daß kein Fremder mein Heiligthum betreten sollte.

Ja, ja, Du hast wohl keine Ahnung davon, daß ich hier oben so eine Art Götterdienst treibe? Diese Hütte ist meine Kirche. Jene Portraits sind mir, was dem Katholiken seine Heiligenbilder sind. Diese Bücher dort geben mir geistige Nahrung, sie sind mir Gebetbuch und Bibel. Die Kommode ist mein Altar. Das sind die Bilder der drei Wesen, die mir die theuersten auf Erden waren: Mutter, Weib, Tochter; die Laden sind gefüllt mit Gegenständen, die sie getragen haben, die unter ihren fleißigen Händen entstanden sind; das sind meine Reliquien, mir ebenso heilig, wie dem Gläubigen der Ros Christi.“

Er hielt inne. Seine Augen, die auf den Bildern saßen, waren feucht geworden. Ich war überrascht, gerührt. Jüngere Aehnliche für den einsamen Verlassenen Geis ergriff mich. Ich wollte etwas sagen, etwas Tröstliches, aber ich schweig. Es gibt Momente, wo

man nur empfinden, nicht reden kann. Der Alte erhob sich und sprach: „So, nachdem Du meine Kirche hast kennen gelernt, will ich Dir auch meinen Friedhof zeigen.“

Stumm und erwartungsvoll folgte ich ihm auf dem schmalen Pfad, welcher durch sauber gehaltene Blumenbeete führte, worauf in bunter Farbenpracht Geranien und Petunia's blühten. Ein Stück urbar gemachtes Land war mit Karoffeln und Bohnen bepflanzt. Dann führte der Pfad am Saume des Gehölzes entlang, zu einer im Halbkreis gepflanzten Gruppe dunkelgrüner Cypressen. Im Hintergrunde derselben erhob sich eine Holzbank, und in der Mitte rangten zwei blaue Felbblecke empor, auf deren rauhe Oberfläche die Namen „Marie“ und „Blad Wing“ eingemeißelt waren.

„Hier ruhen,“ begann der Greis langsam, „die sterblichen Reste der beiden Wesen, die mir nach dem Schiffsbruch meines Glückes die ideo Insel meines Daseins verschönten. Marie ist der Name meiner Tochter, Blad Wing war ein stolziger Sohn der Wildnis mit einem Herzen von Gold. Neben diesen beiden Steinen wird sich, hoffentlich bald, ein dritter erheben, mit der Inschrift: Onkel John. Hier ist mein liebster Ruheplatz an dem stillen Sommerabend, wenn im Dickicht die Rothvögel singen, die meine Tochter so sehr liebte, und diese Cedern die Blad Wing pflanzte, mit Wehrauchblüthen mich umfängen, während vom blauen Himmelshome die Sternentzerzen auf mich niederstrahlen.“

Er schweig eine Weile, setzte sich dann auf die Bank und fuhr fort: „Komm, setze Dich zu mir. Es thut einem alten Herzen wohl, sich einmal ausschütten zu können. Ich will Dir das Geheimniß, welches diese Steine deden, erzählen. Es hängt mit meinen früheren Schicksalen zusammen, und darum muß ich damit beginnen.“

Ich verließ Deutschland im Jahre 1848. Diese Jahreszahl erparnt mir die Erzählung des „Warums“, nachdem Du weißt, daß ich ein Freund und Genosse Freiligraths und Kinkels war. Ich hatte die Stelle eines Lehrers an einer höheren Schule bekleidet, war mit irdischen Gütern wenig belastet, und nachdem ich das Fahrgeld bezahlt, waren mein Weib und meine Tochter die einzigen Schätze, die ich mit an Bord nahm. Die ersten Wochen verfloßen, außer der unermüdlichen Seetransport, worunter besonders mein armes Weib zu leiden hatte, ganz angenehm. Die meisten Passagiere waren politische Flüchtlinge, wie ich. Unser gemeinsames Schicksal beschleunigte das Bekanntheitsverhältnis, und bald bildeten wir eine große Familie. Wir hatten günstigen Wind, und, wenn auch die Sonne nicht immer schien, so trugen wir doch den Sonnenschein der Hoffnung im Herzen, einfach durch das magische Wort „Freiheit.“ Wie ein Traumbild schwebte dieses Wort vor uns in den blauen Fernen, mit Purpurgluth schrieb es die sintende Sonne auf die Fluthen. Doch während mein Auge westwärts zum Lande unserer Sehnsucht eilte, waren die Blicke meines Weibes nach Osten gerichtet, wo schon lange in grauem Nebel das Land verschwunden war, welches seine treuesten Söhne verbannte. Ich ermahnte sie, sich doch nicht zu sehr ihren sentimentalen Regungen hingeben. Sie senkte stumm das Haupt und ihre Augen füllten sich mit Thränen. — Wer versteht immer die garten Regungen eines Frauenherzens? Ich wurde ärgerlich, und ließ mich zu harten Worten hinreißen. Seitdem zeigte sie ihre Gefühle nicht mehr offen vor mir. Im Verkehr mit meinen Gefährten und neuen Freunden fiel mir ihre Stille und Schwermüthigkeit nicht besonders auf. Meine Tochter, die damals sechzehn Jahre alt war, verstand ihre Mutter besser, und ihre Augen saßen schärfer.

„Vater,“ sprach sie eines Tages zu mir, „findest Du nicht, daß Mutter immer bleicher wird?“ — Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Ich sah, wie ihre Wangen eingefallen waren, ich entdeckte die bleichen Ringe um die Augen, worin ein schlamm fremder abwesender Ausdruck lag. Durch doppelte Zärtlichkeit suchte ich gut zu machen was ich durch Gleichgültigkeit und Härte mir hatte zu schulden kommen lassen. Ach, es war zu spät. Wie eine Blume, die man gewaltsam aus dem Grunde gerissen, worin sie mit tausend Jahren festgewachsen, um sie in fremden Boden zu verpflanzen, so wollte sie dahin.

Ein scharfer Südwind stellte sich ein, welcher bald zu einem wilden Orkan anwuchs. Die Wellen schlugen tausend über das Verdeck, und alle mußten hinstürzen in die Kajüten. Hier trieb ich am Lager meines sterbenden Weibes. Nur zuweilen zeigte mir ein durch die sahle Dämmerung leuchtender Blick die theuren blauen Jüge und die blauen, müden Augen. Dann sah ich auch wie sich ihre weißen Lippen bewegten, doch so nahe ich mich auch zu ihr neigte, das leise Gemurmel erstarb, ehe

es mein Ohr erreichte, in dem gewaltigen Brausen und Tosen der Elemente. —

Als der Sturm sich legte und die Wogen sich im Sonnenstrahl glätteten, lag die Ruhe der Ewigkeit auf den starren Zügen meines Weibes. —

Und dann — ein Brett — ein graues Segeltuch verüllte mir die geliebten Züge auf immer. — Ueber meine Augen legte sich ein Schleier. Das Rauschen der Wogen drang traumhaft dumpf an meine Ohren. Ein kurzes Plätschern, ganz leise nur, doch mit erschütterndem Grausen hallte es in meiner Seele wieder. Kalte Schauer zogen durch meine Adern, und mir war, als ob ein Theil von mir langsam hinabsänke, immer tiefer in die kalte Finsterniß des Meeresgrundes.

Weiter schlug das Schiff durch das offene Grab meines Glückes. Mir war, als müßte ich seinen Lauf hemmen, als könnte ich nur Ruhe finden und Heilung für den dumpfen Schmerz dort unten in der Tiefe an ihrer Seite. Aber da tauchte ihr Ebenbild vor mir auf mit stummen, mahnenden, fliehenden Blicken, und an meiner Brust lag, laut weinend, meine Tochter. —

Ich mußte weiterleben ihrer wegen. Meine begeisterte Hoffnung, die ich an den Boden der neuen Heimath geknüpft hatte, die wir endlich erreichten, war gestorben.

Der Einladungs eines Jugendfreundes folgend, fuhr ich mit meiner Tochter nach St. Louis. Dort bemühte ich mich eifrig um eine Stellung, hatte aber keinen Erfolg. St. Louis war damals mit Leuten meines Grades überfüllt, hätte ich die Art oder Schauspiel handhaben können, wäre es mir leichter geworden, mein Brod zu verdienen. Endlich doch gelang es mir, auf Verwendung guter Freunde, in einem Städtchen im westlichen Missouri eine Stelle als Lehrer zu erhalten. Freilich bezog ich keinen großen Gehalt, aber es reichte zum sorgenfreien Leben. Wir wählten uns bald heimlich in dem friedlichen Städtchen, welches, lieblich von Gärten und Wäldern umgeben, nahe am Ufer des Missouri lag. Anfangs hatte ich einen harten Stand mit den wilden Rangen, bis ich ihnen etwas Disciplin und Gefügigkeit beibrachte. Doch hatte dies auch wieder sein Gutes, indem es mein Denken in Anspruch nahm und mich meinen schmerzlichen Grübeleien entriß. — Beschäftigung, das glaube mir, mein junger Freund, ist lindernd Balsam für jeden seelischen Schmerz.

Drei Jahre verfloßen. Die Klust, der Verlust meines geliebten Weibes zwischen mir und dem Glücke gerissen hatte, konnte zwar nie ausgefüllt werden, doch wurde sie einigermaßen überbrückt und durch das liebende, sorgende Wollen meiner Tochter. Der Gedanke, daß sie mich verlassen und das Heim eines andern Mannes beglücken könne, erfüllte mich mit geheimer Angst. Mein väterlicher Egoismus wollte nicht zugeben, daß ich machtlos sei gegen ein ewiges Naturgesetz. Mit fast eiferfüchtigen Augen überwahte ich ihre Schritte, ihre Umgebung. Doch wo gelangte es Amor nicht, das Vaterzuge zu täuschen? Die Gefahr kam von einer Seite, von der ich sie am wenigsten oder gar nicht vermuthet hatte.

Die Einwohner des Städtchens waren, mit wenigen Ausnahmen, Deutsche, so auch der Eigenthümer des größten Ladens, und zugleich Postmeister der Stadt, welcher als der reichste Mann im Township galt. Leider aber war er einer von jenen Deutschen, die sich in lächerlicher Beschränktheit ihres Vaterlandes schämen, und sich gerne als Erz-Amerikaner aufspielen. Natürlich hatte er auch seinen deutschen Namen Baumann in Bowman verewiglicht. So war es denn auch gar nicht zu verwundern, daß er seine Kinder kein Deutsch lernen ließ, wie ja alle dergleichen Exemplare germanischer Kleinlinge ihre Kinder lieber eine Sprache lernen lassen, die sie selbst eben darüber können, wie die schöne, klangerreiche, eigene Mutterprache. Die Tochter „Mister“ Bowmans erhielten ihre Ausbildung auf einem amerikanischen College, ebenso sein einziger Sohn George. Ich hörte, daß letzterer seit einigen Monaten als erster „Clerk“ in das Geschäft seines Vaters eingetreten, und auch, daß er ein netter, intelligenter, junger Mann sei.

Allmählig fiel mir eine Veränderung in dem Wesen meiner Tochter auf. Ihre Heiterkeit war einem stillen, sinnenden Ernst gewichen. Als ich einmal nach der Ursache dieser Wandlung befragte, brach sie in Schluchzen aus, warf sich an meine Brust, murmelte aberdang unverständliche Worte von Unbathbarkeit und daß sie sich bessern wolle. Weiter konnte ich nichts aus ihr herausbringen. Dies beunruhigte mich sehr, ich verdoppelte meine Wachsamkeit, konnte aber nicht hinter ihr Geheimniß kommen.

Eines Sonntags machte ich meinen gewöhnlichen Spaziergang am Ufer des Missouri entlang. Wie von ungefähr

gestellte sich George Bowman zu mir. Ich wäre lieber allein mit meinen Gedanken gewesen, doch war mir seine Gesellschaft auch nicht gerade zuwider, denn, wie ich schon sagte, er war ein netter Junge, und ich bedauerte nur, daß er einen solchen beschränkten Vater hatte.

Er war heute merkwürdig zerstreut, und meine Bemerkungen über das Wetter und ähnliche Phrasen schien er ganz zu überhören. Endlich begann er mit etwas unsicherer Stimme: „Mister Weidner, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ Dann begann er.

Seine Worte kann ich nicht mehr genau wiedergeben. Er sagte, daß er meine Tochter liebe, daß er sie durch ihr öfteres Erscheinen im Laden seines Vaters kennen gelernt hätte, daß sie beide einig seien, kurz, er bäte um meinen Segen.

Ich war ganz harr. Das lange Gefürchtete war eingetreten. Dieser Mann wollte mein Liebste mit mir nehmen. Und dieser Mann redete nicht einmal meine Sprache. Ein großer Jörn erfüllte mich. „Niemals!“ rief ich, „nie wird meine Tochter die Frau eines Mannes, der nicht einmal die Sprache ihrer Mutter spricht. Wogen Sie es nicht, Mister Bowman, sich meiner Tochter noch einmal zu nähern, geschiedt das, so ziehe ich mit ihr fort von hier!“

In den Augen des jungen Mannes bligte es gornig auf. Doch bezwang er sich gewaltsam und fragte endlich mit tonloser Stimme: „Ist das Ihr letztes Wort, Mister Weidner?“ „Mein letztes!“ entgegnete ich feil. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er mich.

Einige Tage später erfuhr ich, daß er nach St. Louis gereist sei und Stellung in einem größeren Hause genommen hätte. Er wollte sich dort noch gründlichere Geschäftskenntnisse aneignen, hieß es. —

Der alte Mann hielt inne, und starrte eine Weile sinnend vor sich hin. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirne und fuhr fort:

„Wo war ich denn? — Ach so, als der junge Bowman nach St. Louis ging. Merkwürdigerweise nahm meine Tochter sich dies lange nicht so sehr zu Herzen, wie ich gefürchtet hatte. Wenigstens so schien es. Viel ernster doch war sie geworden und das fröhliche Lachen hatte sie ganz verlernt. Der Name des jungen Mannes wurde nie zwischen uns erwähnt. So verging beinahe ein Jahr und es kam das Weihnachtsfest.“

Wir standen um den strahlenden Christbaum, welcher, der guten alten deutschen Sitte gemäß, auch im fremden Lande an diesem Abend in unserm einfachen Stübchen nicht fehlen durfte. Doch Eines fehlte: der Frohsinn. Es war unheimlich still, nur die Kerzen trippelten leise. Kein fröhliches Lachen erscholl, kein begeisterter Gesang. Marie starrte träumerisch auf die Kerzensterne in den dunkelgrünen Zweigen, und ich konnte meine Augen nicht wegwenden von dem Bilde meines Weibes, das die Hand der Tochter mit grünen Tannenzweigen beträugt hatte.

Ein Klöpfen an der Hausthür entriß uns unsern Träumereien. Marie eilte mit einer Kerze hinaus, um zu sehen, wer Einlaß begehrte. Ich vermuthete einen Nachbarn. Da hörte ich einen leisen Schrei, ein Flüstern. Eben wollte ich hinausretren, da ging die Thür auf und im Rahmen derselben standen, Hand in Hand, meine Tochter und George Bowman.

Noch ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, trat das Paar einen Schritt vor, und der junge Mann sprach im reinsten Deutsch: „Herr Weidener, ich werde zum zweitenmale um die Hand Ihrer Tochter. Der Grund, warum Sie mir dieselbe das erste Mal verweigerten, eriftirt nicht mehr. — Und —“ setzte er lächelnd hinzu, — „wenn der Herr Professor mich in meiner eigentlichen Mutterprache examinierten wollen, stehe ich zu jeder Zeit zu Diensten!“

Ich konnte immer noch kein Wort über meine Lippen bringen. Marie mußte mir aber wohl am Gesichte ablesen, daß alles gut sei, sie warf sich an meine Brust, mit Thränen in den Augen, Thränen des Glückes.

So endete dieser Weihnachtsabend ebenso fröhlich, wie er traurig begonnen, und wurde das erste schöne Weihnachtsfest in der neuen Welt — und auch das letzte. —

Der Winter verging und endlich kam der erste Mai ins Land. In zwei Wochen sollte die Hochzeit sein. Seltener Weise hatte der alte Bowman nichts dagegen, daß sein Sohn ein armes Mädchen heirathete. Es schmeichelte ihn, die Tochter des „Professor“, wie ich allgemein genannt wurde, zur Schwiegertochter zu haben, und daß die Leute sehen konnten, daß kein George nicht nötig habe, um Geld zu heirathen.

Eines Abends kam George nicht zur gewöhnlichen Zeit. Marie las mir vor,

war aber sehr zerstreut und schaute jeden Augenblick auf die Uhr. Endlich kam der Ersehnte.

„Ich weiß, ich komme spät,“ sprach er hastig, „aber es war keine Nachlässigkeit, wie könnte es? Bin ich doch am besten hier, sondern ein, ich darf wohl sagen, glücklicher Zufall hielt mich auf. Nämlich, um schnell hier zu sein, nahm ich meinen Weg quer durch Müller's Lumberyard. Als ich seitwärts zwischen zwei hohe Bretterhausen trat, um meine Cigarre anzuzünden, schlugen gedämpfte Stimmen an mein Ohr. Neugierig, wer sich hier noch so spät aufhalte, schlich ich weiter vor und lauschte. Die Stimmen der drei Männer, so viel schienen es zu sein, waren mir fremd. Was sie verhandelten, war nichts Geringeres, wie der Plan, in der Post-Office einzubringen. Nachdem ich aus der leise geführten Unterhaltung genugsam unterrichtet war über wie und wann sie ihren Anschlag ausführen wollten, schlich ich mich leise zurück und theilte meinem Vater das Geheime mit. — Nun, wir haben Alles zum Empfang der sauberen Kunden vorbereitet.“ Meine Tochter nahm die Sache nicht so leicht. „Ich bitte Dich, George,“ bat sie mit Thränen in den Augen, „betheilige Dich nicht selbst, es könnte Dir etwas passiren!“

Er aber scheuchte ihre Befürchtungen mit Scherzen fort. Nach einer Stunde heitern Geplauders verließ er uns. Wir begaben uns dann bald zur Ruhe.

Ich war gerade im ersten Schlafe, als ich durch das geräuschvolle Öffnen der Thür aufgeweckt wurde. Auf der Schwelle stand meine Tochter. Sie hielt eine Kerze in der Hand und zitterte an allen Gliedern. Ich sah, daß sie noch gar nicht zu Bett gewesen war. — „Ach Gott! Vater!“ rief sie, „ich habe schiefen hören, o meine Ahnung — ich habe eine schreckliche Angst, ich muß zu ihm.“ Dabei stellte sie die Kerze auf den Tisch, und ehe ich noch ein Wort sagen konnte, war sie fort, gleich darauf hörte ich die Thür hinter ins Schloß fallen.

Es nahm mir nicht lange, in die Kleider zu kommen und hinaus ins Freie.

Die Nacht war mild und sternklar. Sämmtliche Hunde des Städtchens waren in Aufruhr, und ihr unaufhörliches Bellen schallte mit vielfachem Echo durch die Stille. Hier und da wurde ein Fenster aufgemacht und in den Hausthüren erschienen weiße Gestalten. Als ich mich der Post-Office näherte, drang ein wirrer Lärm von Stimmen an mein Ohr. Vor der Thür stand eine Gruppe von Männern und Frauen in düstiger Toilette in dichtem Anäuel um einen auf dem Boden liegenden Gegenstand. Einige von ihnen trugen Laternen. Im Scheine derselben erkannte ich eine zerlumpte härtige Gestalt, die sich in den letzten Zuckungen auf dem Boden wand. Ich ahnete erleichtert auf. Da vernahm ich die Stimme des alten Bowman. —

„Sie klang seltsam heiser. — „O George — mein Sohn! mein Sohn!“ rief er. Mich überließ es eiskalt. Gewaltig durchbrach ich die Menge und riß die Thür auf. Dort stand der alte Bowman, sein Haupt auf den Latentisch gestützt. Ein dumpfes gewaltiges Schluchzen erschütterte die starke Gestalt. Auf dem Boden lag sein Sohn mit der Todeswunde in der Brust. An seiner Seite triete, ebenso blaß und stumm wie er, meine Tochter. — Es war ein herzzerreißender Anblick, wie er sich vergeblich bemühte, ein verständliches Wort über seine Lippen zu bringen, während dicke Schweißtropfen auf seine Stirne traten. Seine Augen blickten stehend, verlangend auf Marie. Sie neigte sich zu ihm nieder, preßte ihre Lippen auf die seinigen so fest und innig, als könnte sie dadurch das entfliehende Leben zurückhalten. — Auf einmal fuhr sie empor. Ihre brennenden thränenlosen Augen forschten in den Zügen des Geliebten. Um seine blaffen Lippen lag noch ein sanftes Lächeln, unter ihrem Kusse war er entschlafen. — Mit einem furchtbaren Schrei sank meine Tochter ohnmächtig neben dem Todten nieder. —

Der Greis hielt inne. Die Erinnerung an diese Ereignisse hatte ihn tief ergriffen. Er stand auf und schritt einige Male auf und ab. Vor dem Steine mit dem Namen „Marie“ blieb er endlich stehen und murmelte: „Armes Kind, was mußt Du leiden, ehe Du hier die Ruhe findest!“

Dann ließ er sich wieder neben mich nieder und fuhr fort: „Als meine Tochter nach wochenlangem Schwören zwischen Leben und Tod, zwischen harter Bewußtlosigkeit und wildem Fieberphantasten, sich endlich wieder vom Lager erheben konnte, war sie eine ganz Andere. Sie war gleichsam wieder ein Kind geworden. Die letzten Jahre ihres Lebens waren wie fortgewischt an ihrem Gedächtnisse. So furchtbar mußte diese Entdeckung auch war, mußte mir doch sagen, daß es eine große Wohlthat für mein armes Kind, Besser in diesem Traumleben hin-